

Zeitschrift: Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design
Herausgeber: Hochparterre
Band: 12 (1999)
Heft: [1]: Enthüllungs-Geschichten : Unterwäsche im Wandel von Intimität und Öffentlichkeit

Artikel: Über Damen unter Hosen : zur Psychoanalyse der Unterwäsche
Autor: Schneider, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-121053>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ÜBER DAMEN UNTER HOSEN ZUR PSYCHOANALYSE DER UNTERWÄSCHE

«Ms. Lewinsky and the President talked alone in the Chief of Staff's office. In the course of flirting with him, she raised her jacket in the back and showed him the straps of her thong underwear, which extended above her pants.» (Auszug aus dem Starr-Report)

Ein häufiger Bestandteil der männlichen Onaniefantasien ist der vorzugsweise aus der rückwärtigen Perspektive vorgestellte Anblick von Damenunterhöschen. Warum das so ist, wundert den Laien eigentlich nicht und bringt auch den Fachmann nicht zum Staunen, der Freuds Erklärung für die Entstehung des Fetischismus anführen kann: Der Fetisch ist der Ersatz für den Phallus der Frau, an den der Mann beharrlich glauben muss, um seine Kastrationsangst in Schranken zu halten. Denn haben die Frauen auch, was er hat, gibts nichts zu befürchten und keinen Grund, auf die Onanie zu verzichten.

Obwohl dem Einfallsreichtum bei der Schöpfung eines Fetischs keine natürlichen Schranken gesetzt sind, ist es offensichtlich, warum manche Gegenstände – wie die besagten Damenslips – sich für den fetischistischen Gebrauch besonders anbieten: Im wörtlichen Sinne markieren die wenigen Quadratzentimeter Stoff, die sich über den weiblichen Unterleib spannen, hautnah die Grenze zwischen Erregung und dem Schrecken des Geschlechtsunterschiedes. «Der Kastrationsschreck beim Anblick des weiblichen Genitales bleibt wahrscheinlich keinem männlichen Wesen erspart. Warum die einen infolge dieses Eindrucks homosexuell werden, die anderen ihn durch die Schöpfung eines Fetischs abwehren und die übergrosse Mehrzahl ihn überwindet, das wissen wir ... nicht zu erklären», schreibt Freud (GW XIV, S. 314). Er weicht mit seiner offenbarten Ratlosigkeit einer nicht eben fern liegenden Erklärung aus; dass nämlich die fetischistische Verarbeitung der Wahrnehmung des Geschlechtsunterschiedes überhaupt die Norm darstellen könnte: Der «perverse» Fetischis-

mus im engen klinische Sinne, der gekennzeichnet ist durch die ausschliessliche Fixierung auf einen Fetisch, durch dessen Verwendung allein sexuelle Erregung und ein Orgasmus erreicht werden können, wäre dann nur der spektakulärste Ausdruck dieser grundlegenden Abwehr. Während in der Homosexualität die genitale Gleichheit des Sexualobjekts zum umfassenden Fetisch erhoben würde, wäre der Weg in die Heterosexualität durch all jene unauffälligen Fetischismen erkauft, die als durchaus vereinbar mit der «normalen» Liebe zum anderen Geschlecht erscheinen. In dieser Sichtweise wäre der Fetischismus die ubiquitäre Perversion, die jeder sexuellen Äusserung, gleich welcher manifesten Ausrichtung, zu Grunde läge.

Fetischismus erscheint bei Freud als eine charakteristische männliche Schöpfung, entstanden aus dem Versuch des Knaben, aus seiner Angst, «es» zu verlieren, das Beste zu machen. «Anders das kleine Mädchen. Sie (sic!) ist im Nu fertig mit ihrem Urteil und ihrem Entschluss. Sie hat es gesehen, weiss, dass sie es nicht hat, und will es haben.» (GW XIV, S. 24) Was Freud mit diesen knappen Worten beschreibt, ist die Sekunde der Geburt des berühmten Penisneides, des Beginns einer Reihe typisch weiblicher Ersatzbildungen, die schliesslich in der Gleichung Penis = Kind ihren krönenden Abschluss finden sollten. Während der vom Mann produzierte Fetisch dem Schutz vor dem befürchteten Mangel dient, sind die phallischen Äquivalente, die für das Mädchen als symbolischer Penis erhalten müssen, Ausdruck einer Sehnsucht nach einer vorenthaltenen Fülle.

In Freuds Auffassung der «psychischen Folgen des anatomischen Geschlechtsunterschiedes» (GW XIV, S. 19ff.) wird die Differenz nach dem Modell des Mangels konzeptualisiert: Wenn Freud von Kastrationsangst und Penisneid spricht, so erhebt er die Abwehr der Geschlechtsdifferenz – ihre Uminterpretation in ein Mehr oder Weniger – in den

Rang psychoanalytischer Begriffe. Die Terminologie wird dadurch zur Affirmation dessen, was sie eigentlich analysieren sollte. Mit anderen Worten: Freud selbst folgt einer im Grunde pervertierten Interpretation des Geschlechtsunterschiedes: Denn wo Mangel ist, gibt es Fülle und Ganzheit, und sei es nur in der Verleugnung des Mangels oder in der Hoffnung auf seine Aufhebung. Haben oder nicht haben, das ist bei Freud die Frage, mit der das Menschenkind bereits in seinen jüngsten Jahren fertig werden muss und an der es sein Leben lang leiden wird, als Mann ebenso wie als Frau.

So ungerecht das anatomische Schicksal bei der Verteilung der genitalen Gaben auch gewesen sein mag, im Leiden an ihrer unausweichlichen, zweigeteilten Geschlechtlichkeit sind die Menschen beiderlei Geschlechts tatsächlich gleich. Auch die Anorexie, in welcher der Wunsch nach Fülle in der paradoxen Form der Konversion des (Gewichts-)Verlustes in einen triumphalen Gewinn zelebriert wird, kann nicht mehr als ausschliesslich weibliche Krankheit bezeichnet werden – wenn sie es denn überhaupt je gewesen ist.

Es verwundert nicht, dass der nahezu perfekte Fetisch das Geld ist: Es garantiert die beliebige Äquivalenz zwischen noch so heterogenen Dingen und erlaubt ihren grenzenlosen Tausch; es stützt zudem das Phantasma von Mangel versus Fülle auf unnachahmliche Weise; und es verknüpft harmonisch die Sphären des Öffentlichen und Privaten: Sein privater Besitz und seine Funktion als öffentliches Äquivalent koexistieren brüderlich. Einzig der Gebrauchswert der Dinge unterläuft immer wieder ihre uneingeschränkte Konvertierbarkeit; denn er erinnert an das Begehren, das der Homogenisierung widersteht, weil es aus Einzigartigkeit und Andersheit sich speist, die es immer wieder zu verleugnen sucht.

«Der Penisneid ist unbegründet», verkündete der «Spiegel» am 10.8.1998



den jüngsten wissenschaftlichen Erkenntnisstand: «Die Klitoris, so zeigt eine neue anatomische Studie, ist viel grösser als bisher angenommen.» Die Hoffnung, dass «es» doch noch wächst, hat sich also erfüllt. Aber es nützt nichts. Denn, auch wenn der Geschlechtsunterschied sich in den anatomischen Gegebenheiten manifestiert, lässt er sich dennoch nicht auf eine Längendifferenz reduzieren. Er ist eben keineswegs Effekt eines einseitigen Mangels, sondern eine unhintergehbare Differenz, die dem vermeintlichen «Individuum» (lat.: dem Unteilbaren) nicht äusserlich bleibt, sondern zugleich eine innere Teilung bezeichnet, die Freud als Bisexualität beschreibt: «In grosser Rätselhaftigkeit erhebt sich vor uns die biologische Tatsache der Zweifelt der Geschlechter, ein Letztes für unsere Kenntnis, jeder Zurückführung auf Anderes trotzend. Die Psychoanalyse hat nichts zur Klärung dieses Problems beigetragen, es gehört offenbar ganz der Biologie an. Im Seelenleben finden wir nur Reflexe jenes grossen Gegensatzes, de-

ren Deutung durch die längst geahnte Tatsache erschwert wird, dass kein Einzelwesen sich auf die Reaktionsweisen eines einzigen Geschlechts einschränkt, sondern stets denen des entgegengesetzten einen gewissen Raum lässt, gerade wie sein Körper neben den ausgebildeten Organen des einen Geschlechts auch die verkümmerten, oft nutzlos gewordenen Rudimente des anderen mit sich trägt. ... Diese Tatsache auch der psychologischen Bisexualität belastet alle unsere Ermittlungen, erschwert ihre Beschreibung.» (GW XVII, S. 14f.)

Was Freud mit dem Begriff der «psychologischen Bisexualität» benennt, meint keineswegs bloss die Möglichkeit des Changierens zwischen homo- und heterosexueller Objektwahl. Die fundamentale, narzisstische Kränkung des Menschen besteht darin, nicht ganz zu sein. Nicht deshalb, weil ihm etwas fehlt, sondern weil sein psychisches Leben auf einer inneren Heterogenität aufbaut. Diese Gespaltenheit ist es, die ihn zu immer neuen Produk-

tionen, anders gesagt, zu immer neuen «Fetischisierungen» antreibt, welche eine Überwindung der Heterogenität anstreben und doch immer auch deren Zeichen bleiben. «Mit all seinen Werkzeugen» schreibt Freud über «Das Unbehagen in der Kultur» (GW XIV, S. 449ff.), «vervollkommen der Mensch seine Organe – die motorischen wie die sensorischen – oder räumt die Schranken für ihre Leistungen weg. ... Der Mensch ist sozusagen eine Art Prothesengott geworden, recht grossartig, wenn er alle seine Hilfsorgane anlegt, aber sie sind nicht mit ihm verwachsen und machen ihm gelegentlich noch viel zu schaffen. ... Ferne Zeiten werden neue, wahrscheinlich unvorstellbar grosse Fortschritte auf diesem Gebiete der Kultur mit sich bringen, die Gottähnlichkeit noch weiter steigern. Im Interesse unserer Untersuchung wollen wir aber auch nicht daran vergessen, dass der heutige Mensch sich in seiner Gottähnlichkeit nicht glücklich fühlt.»

Peter Schneider ist Psychoanalytiker und arbeitet in Zürich.

Michèle Mercier in «Tirez sur le pianiste» (1959), von François Truffaut